

Cricket ist auch ein Stück Heimat

Integration Flüchtlinge aus Afghanistan und Pakistan lösen in Deutschland einen Boom der exotischen Sportart aus.

Von Hilke Lorenz

„No, no, out“, ruft Brian Mantle. Nein, der Ball war im Aus. Das Durcheinander der Stimmen sagt, dass nicht alle einig sind mit seiner Entscheidung. Ein drittes sehr eindeutiges „No“ aus seinem Mund beendet den Disput. Das Wort des Schiedsrichters gilt, und alle sind sich auf einmal einig, als hätte es niemals auch nur den Hauch eines Zweifels gegeben. Nur den Hauch eines Zweifels gegeben. Avif Jamal (21), der am Spielfeldrand sitzt, notiert die Punkte. Auf geht's, weiter. Die Zeit ist knapp.

Cricket, sagt Mantle, ist ein sehr diszipliniertes Spiel, kein Spiel für Raufbolde. Fouls gebe es nicht, da es keinen Körperkontakt gebe. Avifs Bruder Kilal ist als nächster Werfer dran. Der 17-Jährige greift nach dem Ball, nimmt kurz Anlauf, holt mit dem rechten Arm aus, sein Körper macht wippende Bewegungen, dann schleudert er den Ball in Richtung Batsman, den Schlagmann, der gegnerischen Mannschaft. Der Ball trifft das Wicket, die drei Stäbe, die der Schlagmann mit seinem Schläger eigentlich verteidigen soll. Kilal lacht.

Es wird an diesem Samstagmorgen viel gelacht in der Turnhalle der Hüttmannschule in Essen-Altendorf. „Sie haben so viel erlebt, aber für zwei, drei Stunden sind die Jungs glücklich“, sagt Brian Mantle selbst mit einem Strahlen in den Augen. Und wäre er nach 20 Jahren in Deutschland nicht immer noch so britisch zurückhaltend, er würde viel mehr Wind um das machen, was in den letzten sechs Jahren geschehen ist. Mantle ist ein Pragmatiker mit Herz, einer, der die Idee vom Zusammenhalt der Commonwealth-Nationen auch nach dessen Ende immer noch im Herzen und das am richtigen Fleck trägt. Als Geschäftsführer des deutschen Cricket-Verbandes könnte er von einem Cricketwunder sprechen.

Aber das tut er nicht. Er steht stattdessen einfach in der Essener Turnhalle und hält das Wunder am Laufen. Die Hallensprache ist Deutsch, manchmal Englisch und wenn es unter den Spielern einmal ganz schnell gehen muss Paschtun, denn die Spieler sind allesamt Afghanen.

Seit zehn Uhr morgens trainieren die Blue Tigers, wie sie sich nennen. Essen-Altendorf ist kein Nobelstadteil der Ruhrpottmetropole. Das Miteinander unterschiedlicher Nationalitäten ist hier Alltag. Die Blue Tigers sind ein zusammengewürfeltes Haufen von Flüchtlingen, manche von ihnen sind gerade mal drei Monate in Deutschland, andere schon ein Jahr oder länger. Es hapert zwar noch mit der Sprache, das Spiel jedoch beherrschen alle aus dem Effeff. Eine Erfahrung, die die Spieler

bei vielen Dingen in ihrem Alltag gerade nicht haben. Da nehmen alle gerne in Kauf, dass ein Cricketfeld eigentlich oval und die Halle nur ein notwendiger Kompromiss ist.

Wie beim Fußball braucht man elf Spieler für eine Mannschaft. Die Blue Tigers bestehen aus 33 Mitgliedern – Tendenz weiter steigend. Und sie sind bereits die zweite Cricketmannschaft, die der über 100 Jahre alte DJK Altendorf 09 nun hat. Seit Januar gibt es die Tigers. Die Mannschaft der Mavericks ist älter. „Sie spielen heute in Düsseldorf“, sagt Mantle. Die Entwicklung ging so rasant voran, dass auf der Homepage des Hauptvereins Cricket zwar als jüngste Sparte aufgeführt ist, konkrete Inhalte aber noch fehlen. Aber der Slogan „Ein Weltsport erobert auch Deutschland“ ist dort schon mal zu lesen. „Wer bei uns Mitglied ist, gehört zur Familie“, sagt der Vereinsvorsitzende Michael Stottropp. Das ist ein Angebot.

Die Situation in Essen illustriert das deutsche Cricketwunder sehr anschaulich. Die Zahl der Spieler in Deutschland ist in den letzten Jahren um 20 Prozent gestiegen, berichtet Mantle. Gab es 2011 noch 70 Vereine, sind es heute 98. Und es gibt 205 neu angemeldete Mannschaften. Das hat wiederum mit dem Anstieg der Flüchtlingszahlen aus den Cricket spielenden Ländern zu tun. Sie kommen aus Pakistan, Indien, Sri Lanka und eben Afghanistan.

Der deutsche Cricketverband ist mit etwa 4000 Mitgliedern der größte Verband in Europa nach England.

Der Boom tut auch den Vereinen gut. „Wir wollen, dass Cricket wächst und dass sich der Sport auch in Deutschland etabliert“, sagt Mantle. Die Chancen dafür stehen gut. „Seit sechs Monaten merken wir, dass die Zahlen explodieren.“ Zwei bis drei Anfragen von Vereinen und Flüchtlingsheimen bekommt er täglich. „Für viele Vereine ist das eine Chance, sich mit einer exotischen Sportart zu profilieren“, sagt Mantle. Eine echte Win-win-Situation. „Früher hatte sich niemanden, der mit mir Cricket spielt“, sagt er. Er weiß, wie schwierig es für Neulinge ist, die komplizierten Regeln des baseballähnlichen Sports bis ins Letzte zu verstehen. Sein Traum: dass Deutsche und Neubürger zusammen spielen.

Um dieses Ziel zu erreichen, hat Mantle im vergangenen halben Jahr landauf, landab seine Cricket-Startersets per Post verschickt. Bei Vereinen im In- und Ausland ist er Klinkenputzer gegangen und hat ausgerangte Schläger, Polster, Trikots und Schuhe zusammengetragen. Manchmal gab es auch neue Sachen. Zum Hamburger

SV, zu den Fußballern von Wackerburghausen oder zu den Reinickendorfer Füchsen nach Berlin hat er Pakete geschickt. 400 sind es insgesamt geworden. In Delmenhorst, Bremen, Wiesbaden, Pfaffenhofen, Stuttgart, Ludwigsburg und an vielen anderen Orten spielen sie jetzt mit diesen Utensilien. Und seit ein paar Tagen kann Mantle endlich auch wieder in seiner Garage parken. Dort hatte er die Spenden gelagert.

Drei Stunden trainiert er mit den Jungs der Blue Tigers. Das ist kurz. Cricketspiele können sich über mehrere Tage ziehen und dann auch noch unentschieden ausgehen. Groß und stämmig und mit einem einladendem Lächeln steht Mantle in der Turnhalle. Er trägt das rote Trikot der deutschen Cricket-Nationalmannschaft zur schwarzen Trainingshose. Durch seine Kinder, die beim DJK Essen-Altendorf 09 Handball spielen, ist er zum Verein – und dann ist eins zum anderen gekommen. Denn der gebürtige Brite aus Shrewsbury weiß einfach besser als jeder andere, wie sich echte Cricket-Leidenschaft anfühlt. Er weiß, wie es ist, wenn es einen auf das Spielfeld zieht – und keines da ist. Und er weiß, wie es ist, wenn überhaupt niemand auf die Idee kommt, dass Cricket ein Sport ist, der so attraktiv wie Fußball sein kann.

Und so hat Mantle vor gut fünf Jahren nicht lange nachdenken müssen, als er einen Anruf aus einem Flüchtlingsheim bekam. Ein umsichtiger Jugendbetreuer hatte sich Gedanken gemacht, als er immer wieder den Raum aufschließen musste, in dem der Computer mit Internetzugang stand. Es war Cricket-WM und seine jugendlichen Schützlinge hatten nur einen Wunsch: sie wollten zu jeder Tages- und Nachtzeit verfolgen, wie die Mannschaften um den Meistertitel kämpften. Denn zu Hause in Afghanistan und Pakistan hatten sie alle selbst Cricket gespielt.

„Cricket ist wie eine zweite Religion“, sagt Avif Jamal und wundert sich noch immer ein wenig darüber, die Sportart überhaupt erklären zu müssen. Cricket sei einfach spannend, setze Teamwork und Konzentration voraus, und der

Pragmatiker mit Herz: Cricket-Verbandschef Brian Mantle

ganze Körper sei in Bewegung. Avif war einer von denen, die damals im Jugendheim nicht lockergelassen haben. Heute hält er die Blue Tigers zusammen, bringt Neuankommlinge mit, hat in der deutschen Nationalmannschaft gespielt, hat Auszeichnungen für sein Engagement bekommen und spricht perfekt Deutsch. Bald wird er das Abitur in der Tasche haben. Nur mit seinem jüngeren Bruder Kilal ist Avif 2010 aus Afghanistan nach Deutschland gekommen. Schüchtern war er. „Avif hat durch den Sport enorm an Selbstbewusstsein gewonnen“, sagt Mantle. Die beiden sind längst Freunde. Sie verstehen sich fast ohne Worte. Cricket ist ihre gemeinsame Sprache.

Das könnte daran liegen, dass beide, wenn auch in unterschiedlichen Ländern, die gleiche Cricket-Sozialisation erfahren haben. Mantle stand mit sieben Jahren zuerst auf dem Spielfeld. Sein Vater war schon cricketbesessen, die Familie wohnte nur einen Steinwurf vom Platz. Avif kommt aus Kunar und ist Paschtune, hat lange Zeit im afghanisch-pakistanischen Grenzgebiet gelebt. Dort ist Cricket ein Jedermann-Sport. So wie kleine Jungs in Deutschland auf der Straße kicken, improvisieren die kleinen Afghanen mit einem Tennisball auf den Straßen – egal wie uneben der Untergrund ist. Sogar die Teddybären, die man kleinen Kindern schenkt, haben einen Schläger in der Hand.

„Cricket ist viel mehr als ein Sport“, sagt Mantle, „Cricket, das ist Lebensart“ und ein echter Sommersport. Zu Hause in England waren die gegnerischen Mannschaften die beliebtesten, welche in den Spielpausen die beste Teezeit mit Gurkensandwich und Kuchen bereitet haben. Kulinarisch geht es aber auch anders: „Bei uns kochen die Jungs Curry bei langen Spielen“, sagt Mantle. Im Verein freut man sich auch auf diese Erweiterung des Angebots. Der Sommer kann kommen.

Eine Sorge treibt Mantle allerdings sehr um: Was passiert mit dem Essener Cricketwunder, wenn seine Flüchtlingsunterkünfte verlegt werden und die Halle für sie nicht mehr so einfach erreichbar ist? Und an Abschiebungen mag er schon gar nicht denken.

„Cricket ist wie eine zweite Religion.“

Avif Jamal (21), Flüchtling aus Afghanistan



Ein tragfähiger Kompromiss



Prinzip Beim Atomausstieg trägt der Staat nun einen Teil des Risikos. Das war nicht zu vermeiden. Von Bärbel Krauß

Man müsste nicht ausgerechnet jetzt den 30. Jahrestag des GAU in Tschernobyl begehen, um sich daran zu erinnern, dass die Strahlenrisiken, die mit der friedlichen Nutzung der Kernenergie verknüpft sind, eine sehr lange Lebensdauer haben. Aber es ist eine gute Gelegenheit, sich klarzumachen, dass der deutsche Atomausstieg daran nichts ändert. Die Reaktoren, von denen der letzte 2022 vom Netz gehen soll, bleiben weit über dieses Datum hinaus eine Gefahrenquelle für sehr viele Menschen.

Das weiß man zwar seit jeher, aber es ist ein Wissen, das Betreiber und Politik gerne in die Randzone ihres Bewusstseins verdrängen. Mit dem Atomausstieg ist der Protest gegen die Kernenergie erlahmt, die Bundesregierung hat eine Richtungsentscheidung getroffen und ist erleichtert, den Jahrhundertstreit über die Atomkraft hinter sich lassen zu können. Das Problem ist nur, dass die Reaktorsicherheit nun unter anderen, schwierigeren Bedingungen hergestellt werden muss. Nicht dass sich mit dem Ausstiegsbeschluss 2011 etwas an den Haftungsregeln und den Auflagen für die Sicherheitsvorsorge geändert hätte. Allerdings ist es ein Warnsignal, dass gerade in diesen Tagen Berichte über vorgetäuschte Sicherheitsüberprüfungen in Philippsburg und Biblis öffentlich geworden sind.

Das gefährdet zwar nicht die Reaktorsicherheit im großen Stil, aber es ist ein Indiz dafür, dass es die Betreiber mit der Sicherheitspolitik in den Kernkraftwerken, mit der Auswahl von Personal oder Dienstleistern, mit der Einhaltung der Protokolle vielleicht nicht mehr ganz so genau nehmen. Warum die für Reaktorsicherheit zuständige Umweltministerin Barbara Hendricks die belgische Regierung wegen Sicherheitsmängeln an zwei Atomkraftwerken jenseits der Grenze demonstrieren, aber ohne Erfolgsaussichten, um Abschaltung gebeten hat, leuchtet nicht ein. Mahnende Worte an die deutschen Betreiber, ihre Standards hochzuhalten, sind von der Ministerin nicht überliefert. Die stünden ihr aber gut zu Gesicht. Es wäre gerade jetzt richtig, bei Verstößen gegen das Sicherheitsprotokoll der Devisen „Wehret den Anfängen“ zu folgen und zu demonstrieren, dass die Atomaufsicht auch nach dem Ausstiegsbeschluss kein Auge zudrücken wird.

Ein Fortschritt ist, dass die Kommission zur Finanzierung der Atomausstiegskosten jetzt einen Kompromiss vorgelegt hat. Den Kritikern kommen die Betreiber der Atomkraftwerke mit dem Beitrag zur Finanzierung von Zwischen- und Endlagerung zu billig davon. Im Grundsatz haben sie recht. Wenn man das Verursacherprinzip ernst nimmt, müssten die Energieversorger deutlich mehr Geld in den Versorgungsfonds stecken. So übernimmt der Staat einen Teil des finanziellen Risikos. Man kann sich darüber ärgern, aber das Festhalten an Prinzipien führt in der Politik nicht immer zum Ziel. Der Unterschied zwischen einem guten und einem krummen Kompromiss ist in der letzten Phase des Streits über die Atomenergie möglicherweise gar nicht so groß. Entscheidend ist, dass es überhaupt einen Kompromiss gibt.

Unten rechts

Terrorhandy

Für das Entsperren eines iPhones, das von einem islamistischen Terroristen benutzt wurde, hat das FBI mehr als eine Million Dollar an Profihacker gezahlt. Es hat sich gelohnt. Im Innern des Geräts fanden sich Spuren von Plastiksprengstoff und eine besudelte US-Flagge. Das Wartungsheft für einen Toyota-Geländewagen mit aufmontiertem Maschinenengewehr war links unter dem Kabelanschluss für das Display und konnte mit einem 1,6mm-Schraubendreher entfernt werden. Die Ermittler fanden außerdem eine App, die westliche Werte wie Toleranz, Gleichberechtigung und sexuelle Freizügigkeit in den Schmutz zieht.

Leicht war es nicht, ins Innere des Terrorhandys einzudringen. Überall laurten Sprengfallen, Hinweisschilder waren bewusst falsch gedreht worden. Entsprechend hoch waren die Verluste der Computerspezialisten, die das Smartphone knackten. Viele saßen drei Wochen ohne Pause vor dem Gerät, verloren ihre letzten Haare und bestellten vereint Salat statt der üblichen Salamipizza. Für den IS wird es eng. Tausende von Islamisten werden bald mit wenigen Umdrehungen eines Schraubenziehers unschädlich gemacht. Und wenn die ganzen Bärte aus den Smartphones verschwunden sind, wird auch der Empfang besser. Martin Gerstner

Die saudische Vision 2030: weg vom schwarzen Gold

Pläne Saudi-Arabiens Führung will das Land zukunftsfähig machen und die Ölabhängigkeit beenden – mal wieder. Von Martin Gehlen

Mohammed bin Salman tut Dinge, die Thronfolger des saudischen Königshauses normalerweise nie machen. Er gibt bereitwillig Interviews in westlichen Medien, gestattet offene Fragen auf seinen Pressekonferenzen und lässt sich barhäuptig und ohne traditionelle Kopfbedeckung an seinem Schreibtisch fotografieren. Seit gut einem Jahr gilt der 30-jährige Vizekronprinz als starker Mann Saudi-Arabiens. Er ist der Lieblingssohn des greisen Königs Salman und fühlt sich als Repräsentant der Jungen unter 30, die zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen.

Nun will er Saudi-Arabien zukunftsfest machen und seiner Heimat ein umwälzendes Reformprogramm verordnen, was es in dieser Dimension noch nie gegeben hat. Die Wirtschaft und der Wohlstand des Königreiches sollen unabhängig werden vom Öl – ein kühnes Ziel für ein Land, dessen Staatshaushalt sich zu 90 Prozent aus dem

schwarzen Gold speist. Seit der Barrelpreis drastisch verfällt, klaffen Rekordlöcher in der Kasse. Erstmals seit 15 Jahren muss sich Riad auf dem internationalen Kreditmarkt wieder Geld leihen. Saudische Vision 2030 nennt der Vizekronprinz seine 84-seitige Agenda, die die Wirtschaft liberalisieren, Teile des staatlichen Ölkonzerns Aramco an die Börse bringen, Privatinvestitionen anlocken und mehr junge Saudis in der Privatwirtschaft zum Arbeiten bringen soll. Flughäfen, Kliniken und Universitäten werden privatisiert, Steuern eingeführt und der Tourismus entwickelt.

Unter dem Strich will das Königreich einen Zwei-Billionen-Investitionsfonds aufbauen, dessen Profite künftig den Staatshaushalt speisen. Der Anteil der saudischen Frauen am Arbeitsmarkt soll auf 30 Prozent steigen. Ob sie dann auch Autofahren dürfen? Dieses heiße Eisen schiebt der forsche Vizekronprinz auf die

lange Bank. Die Entscheidung wolle er der saudischen Gesellschaft überlassen – und die sei bis jetzt nicht überzeugt, erklärte er.

Dafür gibt es bei der sogenannten Saudisierung des Arbeitsmarktes erste Bewegung. Im Königreich existiert die absurde Situation, dass 30 Prozent des einheimischen Nachwuchses arbeitslos ist, während zehn Millionen Migrantenarbeiter aus Indien, Pakistan, Bangladesch und den Philippinen die Privatwirtschaft am Laufen halten. 80 Prozent aller saudischen Männer sind im öffentlichen Dienst beschäftigt und genießen ihren gut dotierten Müßiggang, der in der Regel um 14 Uhr endet. Die meisten jungen Leute, von denen jährlich 250 000 auf den Arbeitsmarkt drängen, wollen nur eins: einen bequemen Staatsjob mit Schreibtisch. In Handwerk, Industrie oder Dienstleistungssektor zu arbeiten empfinden sie unter ihrer Würde, die Löhne als lachhaft gering.

Diesen Verwöhnten macht die Führung jetzt Beine. Für junge arbeitslose Saudis organisiert der Staat Jobbörsen, auf denen sie

sich den Firmen vorstellen können. In Dschidda gibt es erstmals saudische Taxifahrer. Selbst bei McDonald's in Riad stehen vereinzelt Saudis in der Bratückle oder an der Verkaufstheke. Ihre Gehälter aber sind dank eines üppigen Staatszuschusses viermal so hoch, wie die ihrer asiatischen Kollegen. Entsprechend zurückhaltend sind die Reaktionen der Wirtschaft.

Viele Ölstaaten haben in der Vergangenheit ähnliche Reformpläne verkündet, meist mit kümmerlichen Ergebnissen. Auch Saudi-Arabien proklamiert seit Jahrzehnten, es wolle seine Abhängigkeit vom Öl reduzieren. Faktisch geschehen ist nichts. „Das muss gemacht werden, ich bin dafür“, kommentiert ein saudischer Geschäftsmann die neue Reformagenda. „In Jahrzehnten aufgehäufte Probleme jedoch kann man nicht in wenigen Jahren lösen.“ Und so prophezeien Fachleute wie Steffen Hertog von der London School of Economics dem Königreich, falls der jetzige Reformanlauf in Gang kommt, „einen langen und schmerzlichen Weg“.

Ob Frauen dann auch Autofahren dürfen? Das bleibt vorerst offen.